

seiner Verfassung beurteilt werden darf. Es werden im Gegenteil eine Vielzahl von Beziehungssträngen sichtbar, in die das Kapitel und die Domherren eingebunden waren, und die ihre Existenz in großem Umfang beeinflussten. Das Domkapitel war dabei keineswegs ein so homogenes Gebilde, wie sich aus der bisherigen verfassungs- bzw. standesgeschichtlichen Forschung nahezu legen schien. Die Untersuchung des Verfassers weist im Gegensatz dazu nach, in welchem starkem Umfang das Kapitel von Spannungsverhältnissen geprägt wurde.

Durch die von außen in das Domkapitel hineingetragenen einander widerstreitenden Interessen wurde der Zusammenhalt der Kanoniker entscheidend aufgelockert. Die Untersuchung der Außenbeziehungen des Kapitels läßt gerade dieses deutlich werden und zeigt damit ein differenzierteres Bild von dieser Institution, als bislang bekannt war. Das Domkapitel erscheint dem Verfasser als »Brennpunkt politischer und gesellschaftlicher Kräfte und als Indikator für Kontinuität und Wandel im Herrschafts- und Gesellschaftsgefüge«. Besonders ist dabei auf die Ansicht des Verfassers hinzuweisen, daß seine Ergebnisse bzgl. Trier durch ähnliche Untersuchungen vermutlich auch für andere Domkapitel bestätigt werden dürften.

Im zweiten Teil der Untersuchung ist zwar mit fortlaufender Seitenzahl (S. 363 ff.), aber leider in vollständig anderem Druckbild (Schreibmaschinenphotodruck), die personelle Zusammensetzung des Domkapitels in chronologischen und alphabetischen Listen wiedergegeben. Daran schließt sich noch eine Darstellung der Herkunftsgebiete der Domherren (1242–1456) an, die am Ende des Werkes durch eine instruktive Karte abgerundet wird. Der Verfasser hat hier nicht nur ein grundlegendes Kompendium für das Trierer Domkapitel, sondern auch eine Forschungsgrundlage für den Adel im Trierer Raum geschaffen.

Der Band schließt mit einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 661–705) und einem umfangreichen Orts- und Personenregister (S. 706–780). Der Verfasser hat in seiner Untersuchung eine bedeutsame Arbeit für die Stiftsgeschichte vorgelegt, die mit ihrem methodischen Ansatz weitere Untersuchungen anregen wird, wenn dieser auch keineswegs neu ist, sondern bereits häufig in ähnlicher Form in Forschungen über das Klosterwesen benutzt wurde. Der Verfasser hat über seine neue Sicht des Trierer Domkapitels bzw. der Domkapitel überhaupt hinaus auch grundlegende Anregungen für die Erforschung des Adels im Trierer Raum gegeben, die weitere Darstellungen zur Geschichte dieses Raumes dankbar benutzen werden.

Immo Eberl

JEAN-CLAUDE SCHMITT: Der heilige Windhund. Die Geschichte eines unheiligen Kults. Stuttgart: Klett-Cotta 1982. 283 S. Kart. DM 39,80.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßte der Dominikaner und Inquisitor Etienne de Bourbon einen Traktat über den Heiligen Geist. Er veranschaulichte seine Abhandlung durch Beispiele (exempla). Bei der Sünde des Aberglaubens, der superstitio, gab der Theologe einen Vorfall wieder, den er selbst in den Dombes, etwa vierzig Kilometer von Lyon entfernt, erlebt hatte. Dort verehrten die Bauern einen heiligen Guinefort, der in Wirklichkeit ein Hund gewesen sein soll. Dieser war von seinem Herrn, einem Adligen, erschlagen worden, weil man ihn im Verdacht hatte, das Kind der Familie getötet zu haben; in Wirklichkeit hatte der Hund den Säugling vor einer Schlange gerettet. Der Leichnam des Hundes wurde in einem Brunnen beigesetzt und mit Steinen zugedeckt; um den Brunnen ließ der Herr einen Hain anlegen. Obwohl die Gegend später verödete, hielt sich der Kult des heiligen Hundes bis in die Gegenwart des Dominikaners. Man brachte vor allem schwächliche Kinder dorthin, um durch magische Praktiken und recht robuste Methoden festzustellen, ob es sich nicht um einen von den Dämonen unterschobenen und deshalb schwächlichen, nicht lebensfähigen Wechselbalg handle. Der Dominikaner erfuhr von alledem. Er zog in den Wald, ließ den Hund ausgraben und verbrennen, den heiligen Hain abholzen. Durch ein herrschaftliches Edikt versuchte er, den Fortbestand der abergläubigen Praktiken zu verhindern. Erfolg hatte Etienne de Bourbon wenig. Wie wir aus dem 19. Jahrhundert wissen, wurden noch immer kranke Kinder an die Stelle gebracht. Heute ist die Tradition erloschen.

In einem weiteren Abschnitt (S. 123–204) verweist der Verfasser auf einen anderen, einen (menschlichen) heiligen Guinefort. Dieser soll Ire gewesen und zur Zeit des Kaisers Diokletian in Oberitalien als Märtyrer gestorben sein. Schwerpunkte seiner Verehrung waren später die Normandie und die Gegend um Pavia. Angerufen wurde er bei Krankheiten. Vielleicht bestanden dabei Beziehungen zu den Kluniazensern, über die sich unter Umständen eine Brücke in die Gegend von Lyon postulieren läßt.

Soweit die sachlichen Informationen des Autors. Hätte er sich darauf beschränkt und auf zwei Druckbogen die Ergebnisse seiner Forschungen (vor allem zum 19. Jahrhundert und über die örtlichen Gegebenheiten) mitgeteilt, wäre ihm der Dank der Geschichtsforschung sicher gewesen. Niemand vermutet nämlich in einem theologischen Traktat des 13. Jahrhunderts Mitteilungen über abergläubig-magische Praktiken, die sich zudem noch heute genau lokalisieren lassen und bis in die Neuzeit herein fortgedauert haben.

Was machte aber der Verfasser, Assistenzprofessor an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris, aus alledem? Zunächst konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den Text des Inquisitors quasi als eigene Entdeckung vorzuführen, obwohl der Bericht schon wiederholt gedruckt worden ist. Dann ging er daran, die geschilderten Vorgänge in ein vorgegebenes Begriffssystem einzupassen bzw. hineinzuzwängen. Eine wichtige Kategorie dabei ist der Gegensatz zwischen der mittelalterlichen, klerikalen, schriftlichen »Gelehrtenkultur« und der »folkloristischen« Kultur, praktiziert durch die Bauern. Daß die Kirche gegen eine solche »Kultur von unten« vorgegangen ist, um ihre Macht und ihren Einfluß abzusichern, versteht sich von selbst. (Auch die Schrift ist für den Verfasser vor allem ein Instrument der Machtstabilisierung.) Typisch für den Duktus der Deutung ist ein Satz auf S. 228: Der Bericht »veranschaulicht das Klassenbewußtsein der Bauern und verhilft zugleich zu einem Verständnis des zustiefst religiösen Charakters der ideologischen Konflikte innerhalb der feudalen Gesellschaft«. Mit solchen Beispielen könnte man beliebig fortfahren; doch würde man damit dem Buch zuviel Ehre antun. Was nicht in das vorgegebene Raster paßt, wird übersehen. So geht eine Mitteilung des Dominikaners völlig unter, das Schloß des Adligen, der einst den Hund erschlug, sei später durch »Gottes Willen« (S. 14: »divina voluntate«) zerstört worden. Schmitt erklärt nicht, weshalb der Inquisitor, selbst Teil der »feudalen Oberschicht«, im Untergang des adeligen Wohnsitzes ein »Werk der Hand Gottes« (»Strafe Gottes«?) sehen konnte. Abgesehen von solchen methodischen Fehlern scheint dem Verfasser jedes Sensorium für religiöse Entwicklungen abzugehen. Er bemerkt nicht, daß er mit seiner Begrifflichkeit, seinen Kategorien und den vorgegebenen Rastern der kirchlichen und theologischen Entwicklung des Mittelalters überhaupt nicht gerecht werden kann.

Zum Brunnen: Hätte der Verfasser seine Hand wirklich am Puls des kleinen Mannes, wie er zu haben vorgibt, würde er wissen, daß ein Landmann niemals einen Kadaver in einen Brunnen wirft. Müßte »puteum« nicht einfach mit »Schacht« übersetzt werden? Könnte es sich dabei nicht um einen jener Kultschächte handeln, welche die Kelten oft und oft angelegt haben? Dann wäre das Ganze nämlich das Fortdauern eines uralten Kultes aus der vorchristlichen Zeit, später durch eine christliche Legende gedeutet und oberflächlich christianisiert.

Wenn sich der Leser durch die über zweihundert Seiten hindurchgequält hat, bleibt ihm nur noch, sich darüber zu wundern, daß ein bislang angesehener Verlag ein solches Buch in deutscher (dazu schlechter) Übersetzung vorlegen konnte (das französische Original »Le Saint Lévrier« erschien 1979 in Paris).

An einigen Stellen klingt das Bedauern des Verfassers an, daß Etienne de Bourbon den Hain um den heiligen Brunnen abholzen ließ. Uns bleibt nur die Trauer um die Tannen, die für ein solches Buch dran glauben mußten.

Rudolf Reinhardt

4. Reformation – Gegenreformation – Katholische Reform

RAINER WOHLFEIL: Einführung in die Geschichte der deutschen Reformation (Beck'sche Elementarbücher). München: C. H. Beck 1982. 230 S. Paperback. DM 26,-.

Aufgabe einer Einführung ist es, Hilfen für die eigenständige Bearbeitung eines historischen Zeitraumes zu bieten. Dafür ist Wohlfeils Buch ein gutes Teilangebot. Da der Verfasser davon ausgeht, daß der gegenwärtigen studentischen Generation bestimmte Kenntnisvoraussetzungen zur Reformationsgeschichte fehlen, stellt er an den Anfang seiner Einführung ein Resümee des geschichtlichen Geschehens von 1500 bis 1555 in Form eines knappen historischen Abrisses. Der Bauernkrieg wird nur deshalb ausgeklammert, weil der Verlag, in dem das Buch erschienen ist, dafür einen eigenen Band vorgesehen hat. Ebenso klammert der Verfasser Themen aus, die bei Heinrich Lutz (Reformation und Gegenreformation) behandelt wurden, so z. B. die Grundzüge der europäischen Geschichte oder die Aufgaben der Periodisierung. Wohlfeil, der